



NORBERT KLUGMANN
Die Adler von Lübeck

Historischer Roman

Original

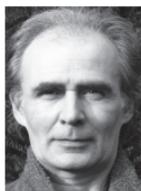
GMEINER



NORBERT KLUGMANN
Die Adler von Lübeck

VOM STAPEL GELASSEN Lübeck 1602. Nach dem mysteriösen Tod des ebenso erfolgreichen wie gehassten Reeders und Werftbesitzers Rosländer rätselt die Stadt, was mit seinem Unternehmen passieren wird. Doch statt die Werft zu verkaufen, plant die Witwe Anna, ein Schiff zu bauen, wie es Lübeck, die Hanse und der Raum um das Baltische Meer noch nicht gesehen haben. Das Schiff soll sogar noch größer werden als die legendäre »Adler von Lübeck«.

Die Lübecker Kaufleute sind empört, sprechen von Größenwahn und fürchten um ihre Geschäfte. Nur die Hebamme Trine Deichmann und ihre Freundinnen stehen auf Annas Seite. Ihre Hilfe kommt zur rechten Zeit, denn auf der Rosländer-Werft geschehen merkwürdige Dinge ...



Norbert Klugmann, Jahrgang 1951, hat bislang weit über 50 Romane in den Genres Krimi, Thriller, Satire und Kinderbuch geschrieben, von denen einige auch verfilmt wurden. Gepriesen wird der Hamburger seit dem ersten Buch für seine Dialoge und Situationskomik. Mit dem historischen Kriminalroman »Die Adler von Lübeck« setzt er seine erfolgreiche Serie um die Lübecker Hebamme Trine Deichmann fort, die er im Herbst 2007 mit dem Roman »Die Tochter des Salzhändlers« begonnen hat.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Die Nacht des Narren (2008)

Die Tochter des Salzhändlers (2007)

Kabinetstück (2006)

Schlüsselgewalt (2004)

Rebenblut (2004)



NORBERT KLUGMANN

Die Adler von Lübeck

Historischer Roman

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2009 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2009

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung / Korrekturen: Katja Ernst / Doreen Fröhlich
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung des Bildes »Schreibende Frau mit Dienstbotin«
von Jan Vermeer van Delft, www.zeno.org
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-1004-8

DER SAND REICHTE bis zum Horizont. Er war extrem fein. Wenn man ihn packte, fühlte er sich an wie Mehl. Bei jedem Schritt sanken die Füße bis über den Knöchel ein. Nach 20 Schritten wurde die Fortbewegung zu harter Arbeit, 100 Schritte später tat jeder Schritt weh. Noch schlimmer dran waren die Männer, die Lasten trugen, Kisten oder Fässer. Sie hatten sich Untersätze zurechtgezimmert, auf denen sie die schweren und sperrigen Gegenstände stapelten. Die Schlitten sanken tief ein, man brauchte zwei Männer, besser waren vier, um sie aus dem Sand zu ziehen, um sie einige Schritte zu bewegen, bevor die Träger die Kraft verließ.

Wenn der Hunger kam und sie eine Rast einlegten, waren sie kaum mehr als 500 Schritte vorangekommen. Der Kapitän ging von Mann zu Mann und sprach jedem gut zu. Mit gesenktem Kopf hockten sie im Sand, langsam bewegten sich die Kiefer, manchmal spuckten sie aus, der Sand war überall.

Wenn der Kapitän seine Runde beendet hatte, brauchte er selbst Trost und Zuspruch. Dann schleppte er sich zu dem Mann mit dem Federschmuck. Ein Kapitän suchte keinen Trost außer bei einer Flasche Rum oder einem Fässchen mit rotem Wein. Bestenfalls durfte ihn die Hure trösten, oder der schwächliche Schiffsjunge mit der Gestalt eines Mädchens konnte zeigen, dass er zu mehr imstande war, als Schüsseln fallen zu lassen und Essen zu versalzen. Aber in keinem Fall ließ ein Kapitän erkennen, dass er überfordert war. Ein einziger Moment der Schwäche und niemand würde ihn mehr ernst nehmen.

Nur bei dem Mann mit dem Federschmuck galt das nicht. Wer sich ihm anvertraute, vergab sich nichts. Der mit der Feder stand so himmelhoch über allen anderen, dass die Regeln, die für alle galten, auf ihn nicht zutrafen. Der Mann mit dem Federschmuck strahlte etwas aus, was man außerhalb von Schlössern, Gotteshäusern und Gelehrtenstuben nicht antraf. Er war kein Hexenmeister und kannte sich doch aus in Eingeweiden, Kräutern und dem Stand der Gestirne; war kein General, kein Beichtvater, keine Hebamme, kein weiser Greis und kein Staatsmann, der Frieden zwischen den Völkern stiftete. Er war ein Teil von allem und jedem. Er strafte nicht, verbot nicht, drohte nicht und folterte nicht. Für ihn war ein Mann immer ein Mann, auch wenn er vor Angst weinte und sich vor Verzweiflung in die Hosen schiss. Er hatte Arme amputiert, wenn der Barbier geflohen war, hatte Kindermördern den Kopf vom Hals getrennt und die Wette gegen den stärksten Mann des Landes gewonnen, als er 14 Morgen Land umgegraben hatte, ohne einmal abzusetzen. Er hatte Frauen Geld gegeben, damit sie ihren Kindern Milch kaufen konnten, und Jünglingen Geld für die Kutschfahrt nach Prag, wo sie sich ein Studium leisten konnten, weil er sie auch dafür ausgestattet hatte.

Der Mann mit dem Federschmuck hatte Branntwein-Gelage überstanden, nach denen zwei Männer nicht mehr aufgewacht und andere erblindet waren, er hatte im Lauf einer Orgie acht Kinder gezeugt, von denen fünf noch lebten, hatte mit einem wütenden Keiler gerungen, mit nacktem Oberkörper und ohne Waffe. Er hatte ein Bootsrennen gegen den besten Skipper des Nordens gewonnen und er hatte den gusseisernen Topf in der Fluchbüchse leer gegessen, obwohl ihn das fast das Leben gekostet hatte und

er ohne die Kenntnisse der Hebamme Trine Deichmann an durchgebrochenem Magen gestorben wäre. Er hatte sich mit so vielen Männern geprügelt, dass niemand die genaue Zahl kannte, und dabei nicht mehr als vier Zähne und den kleinen Finger der linken Hand eingebüßt. Er hatte im Dom die Predigt zur Walpurgisnacht gehalten – nachts um zwei vor allen Saufkumpanen, die er im Lauf der Nacht um sich gesammelt hatte. Wie überhaupt seine Zechgelage Tagesgespräch gewesen waren – nicht zuletzt, weil seine Frau an ihnen teilgenommen hatte, worauf er stolz war.

Mit einem Seufzer ließ der Kapitän seinen Kopf gegen die Schulter des Mannes mit dem Federschmuck sinken. Eine Hand klopfte beruhigend auf den Rücken des Kapitäns.

»Wir schaffen das«, sagte der Mann, dem alle vertrauten.

»Wir dürfen nicht ungeduldig werden.«

»Aber der Sand, der viele Sand ...«

»Du glaubst, weil du nur Sand siehst, gibt es nur Sand. Aber es gibt eine Welt hinter dem Sand. Dorthin müssen wir gelangen, dort warten sie auf unsere Waren.«

»Habt Ihr nicht manchmal das Gefühl, dass wir schon jahrelang im Sand unterwegs sind?«

Der Mann mit dem Federschmuck lächelte. Sein Blick ging zum Himmel, wo es nicht gut aussah. Bald würden es die Männer merken. Bis dahin mussten sie Vorbereitungen treffen.

Als der Wind stärker wurde, war der Wall aufgebaut. Sie hatten sich in Tücher und Decken eingewickelt, die nur einen Schlitz für die Augen ließen. Und bald nicht einmal den, denn gegen den Sand gab es kein Mittel. Man musste hinter dem Stoff atmen, und unter dem Stoff schlugen ängstliche Herzen.

Jeder Mann kannte Stürme, für keinen war es das erste

Mal. Aber mancher Sturm war schwach und wollte nicht auf Touren kommen. Mancher Sturm tobte, als wolle er Löcher in den Himmel reißen und jeden verschlingen, in dessen Adern warmes Blut floss. Ein Heulen, das so klang, als würde der Sand brüllen, füllte die Ohren der Männer. In wenigen Minuten waren sie zugeweht, bedeckt von Sand, der in Mengen heranraste, als würden 1.000 Männer ihn in den Wall schütten. Sie lagen dort, wo der Mann mit dem Federschmuck lag. Die Zier für seinen kahlen Kopf trug er nicht mehr, zusammengerollt ruhte der Lederreif in einer Kiste. Eben war noch Tag gewesen, jetzt war alles düster und diffus, ein grünlich-braunes Leberwurstgrau hatte alle Farben verschluckt. In den Ohren war das Heulen, die Luft war gesättigt mit Sand, das Atmen ging flach und fiel immer schwerer. Wie Kinder vor der Geburt im Leib der Mutter lagen die Männer zusammengekrümmt im Schutz der Kisten. Im Zentrum ihres Kreises lag der Mann, dessen Nähe sie suchten. Er war nicht weniger von Sand bedeckt als alle anderen, dennoch suchten alle seine Nähe. Der Sandsturm heulte. Es gab nur noch dieses Geräusch: laut, wütend und durch das Gleichmaß besonders furchtbar. Es gab keine Hoffnung mehr, kein Auf und Ab, es gab nur noch das Heulen und den Sand.

2

LANGE STAND ANNA ROSLÄNDER am Fenster, die Decke hielt sie vor der Brust zusammen. Langsam beruhigten

sich ihr Atem und der Schlag des traurigen Herzens. Jede Nacht kämpfte sie mit der Erinnerung und erwachte jedes Mal keuchend, verschwitzt, voller Angst. Keine Aussicht, danach wieder Schlaf zu finden. In den ersten Nächten hatte sie dagegen gekämpft, mit jeder Minute Schlaflosigkeit war die Verzweiflung gewachsen. Den Fehler beging sie nicht mehr, weil sie einen Weg gefunden hatte, um die Zeit abzukürzen. Sie ging in die Küche hinunter, behutsam setzte sie Schritt auf Schritt, denn die Haushälterin schätzte es nicht, wenn man ihre Arbeit erledigte. Die treue Dienersseele meinte es gut, aber manchmal war es doch eine rechte Last mit ihr, denn sie vertrug keinen Widerspruch und regte sich schnell auf. Anna Rosländer stand vor dem eisernen Herd und rieb die klammen Hände über der Platte. Ihre Hände wollten einfach nicht mehr warm werden. Seit dem Verlust hatte sich vieles geändert. Anna Rosländer war keine alte Frau, mit 48 Jahren zog man nicht ins Witwenstift. Nichts von dem, was sie zurzeit bedrückte, hatte mit ihrem Alter zu tun. Dennoch wünschte sie sich manchmal 15 Jahre zurück, vieles wäre leichter gefallen. Junge Frauen waren oberflächlich. So lästig das manchmal im Umgang mit ihnen fiel, so sehr hätte es ihr jetzt geholfen. Sie sehnte sich nach den zierlichen Sorgen der Jungen: wenn die Kinder ihre Krankheiten bekamen, wenn der Hauslehrer sich als taube Nuss erwies und der Musiklehrer zu viel redete und zu wenig musizierte, wenn die kunstfertigen Tischler endlich mit dem Treppenhaus zurande kamen und die neue Bernsteinkette aus Danzig ihr herrliches Spiel der braunen und gelben Töne zeigte – nichtsnutzige Anlässe, nach denen sich Anna Rosländer sehnte.

Neugierig öffnete sie die Deckel der beiden Stieltöpfe. Wasser und Brühe. Einen Moment erwog sie, das Wasser

mit Rum und Zucker in einen hilfreichen Rum zu verwandeln, und entschied sich dann für Brühe. Der Rum reichte nur bis in den Magen, die Brühe erreichte die entlegensten Verzweigungen des Menschen.

Plötzlich war da das Geräusch: ein dumpfer Knall, in der stillen Nacht doppelt überraschend. Zwei Minuten später stand sie vor der Tür, in jeder Hand einen Becher.

»Querner, Querner«, sagte sie leise, fast zärtlich. Sie stellte einen Becher ab und fuhr durch den Haarschopf. Der schlafende Mann brummte, zog Spucke hoch, schluckte, erwachte und fuhr in die Höhe. Der Becher mit der Brühe schwankte, aber er fiel nicht um.

»Um Gottes willen, die Herrin«, stieß er hervor. Seine Stimme war brüchig, wie sie sich nach dem Erwachen anhört.

Sie standen sich gegenüber, beschämt der eine, sich ihrer unzulänglichen Bekleidung bewusst die andere. Valentin Querner fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare und sah gleich viel manierlicher aus. Der Schreck in den Augen blieb.

»Das ist mir ja so unangenehm«, murmelte er. »Das ist mir noch nie passiert. Na gut, selten.«

»Ihr müsst Euch nicht entschuldigen. Warum seid Ihr überhaupt noch hier? Ihr gehört nach Hause um diese Zeit.«

Er verzichtete darauf, sie an das zu erinnern, was ihr wohl bekannt war. Auf Valentin Querner wartete niemand, keine Frau, keine Eltern, kein Kind. Er lebte in der Mansarde in einem der schlechten Häuser an der Trave. Der Raum war zugig, niedrig, düster. Unfassbar, dass ein dermaßen gebogter Arbeiter in solchen Verhältnissen hauste.

Anna war einmal dort gewesen, als ihm in der Werft der

Großmast beinahe das Bein zerschmettert hatte. Sie hatte darauf bestanden, dass Querner in ein Krankenhaus ging. Aber der Kerl war so stur, wie er begabt war. Dreimal täglich war das Hausmädchen die Treppen hinaufgestiegen. Als sie sich weigerte, weil ihr Geruch und Schmutz angeblich auf die Galle schlugen, schickte man den Knecht, und einmal ging Anna persönlich. Nie würde sie das entgeisterte Gesicht des Patienten vergessen, als plötzlich eine vornehme Person bei ihm auftauchte. Anna Rosländer hatte sich den jungen Kerl zur Brust genommen, dass ihm Hören und Sehen vergangen waren. Sie hatte ihn ausgeschimpft wie einen Schüler und ihn aufgefordert, nie mehr so leichtfertig mit seiner Gesundheit umzugehen. Danach hatten sie nie wieder darüber gesprochen, aber ihr Verhältnis war seitdem auf eine Weise privat geworden, dass es manch Drittem aufgefallen war.

Sie wusste nicht, ob Querner sich seitdem besser ernährte und Rücksicht auf sich nahm. Besser gekleidet war er keineswegs. Er sah so aus, als würde er gerade aus der Werkstatt kommen oder gleich dorthin gehen. Dabei verbrachte er einen immer größeren Teil seiner Zeit im Kontor. Immer wieder fragten auswärtige Werften an, ob der gefragte Techniker bereit sei, für sie zu arbeiten. Zuerst hatte Querner abgesagt, wie es sich gehört, wenn man auf der Lohnliste eines Reeders und Werftbesitzers steht. Doch Rosländer war mit so vielen Kollegen per du und intim, dass er seinem besten Mann praktisch befohlen hatte, sich nicht zu zieren. So kam es, dass Querner für Werften in Wismar, Rostock und Stralsund aktiv geworden war. Morgens um halb sieben erschien er am Arbeitsplatz, und wenn der letzte Kollege abends nach Hause ging, legte Querner die Papiere für den Holk zur Seite und widmete

sich einer Galeone – wenn er nicht seiner Leidenschaft frönte, von allen bekannten Schiffstypen das Beste zu nehmen, das Alltägliche zu ignorieren, um auf diese Weise Schiffstypen zu entwerfen, die das Baltische Meer noch nicht gesehen hatte.

»Mann Gottes, was ist denn das für ein Riese?«, fragte Anna Rosländer und beugte sich über die Zeichnung.

»Ach, das ist gar nichts«, antwortete Querner und rollte den heißen Becher mit Brühe zwischen den Handflächen hin und her.

»Dafür, dass es nichts ist, kommt es mir aber ziemlich groß vor.«

»Man sitzt abends lange im Kontor. Man beginnt zu träumen. Man beginnt zu zeichnen. Eins kommt zum anderen. Am Ende ist das Schiff da. Danach wendet man sich wieder den vernünftigen Dingen zu.«

Anna Rosländer hatte das Entwerfen nicht gelernt. Aber sie lebte lange genug in diesem Metier, um die wesentlichen Eigenschaften des Schiffs zu erkennen, das auf Querners Papieren stand. Und noch etwas erkannte sie: Es handelte sich nicht um eine Skizze, nebenbei hingeworfen, wie man Gesichter oder Blumen malt, während man sich mit einem Kollegen unterhält. »Querner, das sind 90 Meter. Was denkt Ihr Euch dabei?«

»Gar nichts. Wie gesagt, rein gar nichts.«

»Und dass es 3.500 Tonnen Wasser verdrängt und fünf Masten hat, das sagt wohl auch nichts?«

Er war eingeschüchtert. Vielleicht fand er, dass sie zu aufgeregt und ablehnend redete. Aber so war es nicht. Sie war einfach überrascht. Als sie nach einer halben Stunde in die Küche hinuntergingen, um neue Brühe zu holen und einen Blick in die Speisekammer zu werfen, waren sie mitten

im Gespräch. Anna Rosländer trug mittlerweile einen rot-schwarzen Hausmantel. Als Rosalia, das Hausmädchen, von den huschenden Geräuschen erwachte, traf sie in der Küche auf zwei Menschen, die sich angeregt über einen Plan beugten, den Rosalia zuerst für den Wochenplan hielt. Sie protestierte sofort, weil sie immer bereit war, vermeintliche Einmischungen in ihren Bereich zurückzuweisen.

Fünf Minuten später saßen sie zu dritt am Tisch, vertilgten Sülze mit Mostrich und Brot mit Pflaumenmus. Während Querner mit dem Messer Großsegel, Fock und Blinde nachfuhr und sie ins Verhältnis zur üblichen Breite der Segelbahn setzte, entging Anna Rosländer nicht, wie liebevoll Rosalia den jungen Mann betrachtete – und keineswegs den Plan des Schiffs. Das wäre doch was, dachte Anna, du würdest regelmäßig etwas zu essen bekommen, du hättest Knöpfe an den Stellen, wo sie hingehören, und sie würde dir auch zeigen, wie die Liebe geht.

3

ES WAR DOCH NOCH EIN TAG mit Stapellaufwetter geworden. Die Wimpel knatterten im kräftigen Wind, der vom Meer kam. Und als Diederich, die treue Seele, mit einem dieser mächtigen Hiebe, mit denen er in jungen Jahren Walfische erlegt hatte, den letzten Keil wegschlug, fand der Neubau gemächlich seinen Weg über die schiefe Ebene ins Wasser der Trave. Es gab ordentlich Wellengang, von dem sich die Möwen hoch hinauf und tief hinunter-

tragen ließen, wobei sie die Menschenansammlung am Ufer nicht aus dem Auge ließen, denn früher oder später würden Reste ins Wasser fliegen, dann würden die grauweißen Schreihälse zur Stelle sein.

Der kleine Holk war der letzte einer Reihe von drei Schiffen, die hinauf ins Dänische gehen würden. Der Stapellauf war kein Ereignis, über das man noch in einem Jahr erzählen würde. Aber auch kleine Aufträge machten die Werftbetreiber fett. Der Holk würde im Spanien- und Portugalhandel fahren: Lebensmittel für die Südländer, Salz, Öl und Südfrüchte für die Fischmäuler. Kein Grund für eine ausufernde Feier. So fanden sich an der Tafel im Schatten des Lagerhauses nicht mehr als 20 Gäste ein und ließen es sich gut gehen. Anna Rosländer, Witwe des umstrittenen Reeders und Werftbesitzers, saß auf dem Ehrenplatz an der Stirnseite.

»Sie sieht wieder besser aus«, murmelte Schnabel, seines Zeichens Reeder und Werftbesitzer.

»Wurde ja auch Zeit«, murmelte Ratsherr Gleiwitz, dessen Vorliebe für unbezahlte Rechnungen und Gurken im Fass nur von seiner Abneigung gegen nachvollziehbare Buchführung übertroffen wurde. »Du kannst ja nicht zwei Jahre um deinen Mann trauern – zumal wenn er dir jahrelang Hörner aufgesetzt hat.«

Theodor Horn war nicht zum Lästern aufgelegt. Der hiesige Reeder hatte neben seiner Gattin einen Gast an der Seite, einen Mann in weinrotem Anzug. Er war rundlich, besaß flinke Augen und eine Stirnglatze, dennoch wirkte er keineswegs harmlos, er strahlte eine Zielstrebigkeit aus, der man sich besser nicht in den Weg stellte.

Anna Rosländer kannte den Rundlichen, ließ das aber nicht erkennen. Zweimal wurde ein Platz frei, zweimal